

**«Das Leben bildet,
und das bildende Leben
ist nicht Sache des Wortes,
es ist Sache der Tat,
es ist Tatsache.»**



15 Schön, so viele Ferien!

Warum haben Lehrer eigentlich so viele Ferien? Natürlich, wegen der Schüler. Aber weshalb haben die Schüler so viele Ferien? Nein, nicht weil unsere Verfahren so kinderfreundlich waren, und auch nicht, damit man im Sommer ans Meer fahren konnte. Zur Zeit der allgemeinen Einführung der Volksschule war die europäische Gesellschaft noch weitgehend agrarisch, und so wurden die Kinder von der Schule freigestellt, weil man sie auf dem Hof zur Arbeit brauchte: Im Frühling zum Säubern der Wiesen und Bestellen der Äcker, im Heuet für die Heuernte, im Spätsommer für die Getreideernte, im Herbst für die Ernte des Obstes und der Ackerfrüchte. So gab es denn auch im Winter keine Ferien, sondern bloss um die Weihnacht herum ein paar Tage frei, und an Wintersportferien war nicht zu denken. Als ich 1954 in einer kleinen Landgemeinde der Schweiz meine Stelle als Primarlehrer antrat, hatte ich keine zusammenhängenden Sommerferien, sondern je zwei Wochen Heu- und Ernteferien. Diese wurden vom Schulpflegepräsidenten kurzfristig nach der Wetterlage «angesagt».

Und so haben wir nun wohl oder übel unsere dreizehn Wochen Ferien, auch wenn die Schüler nirgends mehr zum Arbeiten gebraucht werden. Wir werden zu Recht dafür beneidet, denn so viele Ferien sind tatsächlich eine herrliche Chance (die auch Vertretern anderer Berufe gelegen käme): Man kann sich von der aufreibenden Arbeit erholen, das nächste Quartal vorbereiten und seine Liebhabereien intensiv pflegen.

Liebhabereien pflegen! In Ferien, die der Staat bezahlt! Das tönt manchen schlecht in den Ohren. Aber sie irren, denn es kommt ihren Kindern zugute.

In keinem Beruf wirkt sich die Gestaltung des Privatlebens so direkt und offensichtlich auf die Arbeit aus wie im Lehrberuf. Man hat ja nicht bloss Lektionen zu erteilen anhand präparierter Lehrmittel. Täte man dies, wäre der Unterricht tot. Vielmehr muss man als Lehrer den Schülern etwas bedeuten, man muss bei vielen Gelegenheiten Gesprächspartner, Vorbild und Anreger sein. Das kann man umso besser, je weiter unser Horizont ist und je tiefer wir in die uns interessierenden Gebiete eingetaucht sind. Daher ist es für die Schüler auch schlecht, wenn junge Lehrer ihren Beruf bloss wenige Jahre ausüben. Je älter man wird und je intensiver man gelebt, je mehr man kennen gelernt, geübt und studiert hat, desto häufiger kann man so recht «aus dem Vollen schöpfen». Jeder Lehrer, der gerne Schule hält, weiss: Sein ganzes Leben, alles, was er tut und lässt, was er liest und unternimmt, was er sammelt und was er kreierte, ist letztlich wahre Unterrichtsvorbereitung. Sie ist das Fundament für spezifische, auf einzelne Fächer oder Lektionen bezogene Präparationen.

Die Summe des grundsätzlich Wissbaren ist unbegrenzt. Im Vergleich dazu ist das Wenige, das man in der Schule vermitteln und erwerben kann, nicht einmal ein Tropfen auf den heissen Stein. Ich sehe nicht ein, weshalb dieses Wenige noch bei allen Schülern das Gleiche sein muss. Nur ein kleiner Teil jenes breiten Wissens, dessen Behandlung unsere Lehrpläne vorsehen, ist lebensnotwendig. Dieses mag vereinheitlicht sein. Aber beim grossen Rest ist es beinahe gleichgültig, *was* die Schüler lernen. Entscheidend ist, *wie* sie lernen und ob dabei ihre *Kräfte und Anlagen* so gut wie möglich *entwickelt* werden.

Es kann daher nur sehr erwünscht sein, dass jeder Lehrer seine eigenen Liebhabereien, von denen er wirklich etwas versteht, zum Unterrichtsgegenstand macht. Ein Imker wird eben in der Biologie die Bienen besonders eingehend behandeln. Wer sich als Hobby-Astronom betätigt, kann bei allen möglichen Realien-Themen einen Bezug zu seinem Spezialgebiet herstellen. Der Pflanzenfreund wird der Botanik ein grösseres Gewicht geben als der Schlangenzüchter. Und wer malt oder dichtet oder Lieder erfindet, wird auch diese Tätigkeiten im Unterricht fruchtbar machen.

Zugegeben, hinsichtlich des Nutzens in der Schule sind nicht alle Liebhabereien gleichwertig. Nichts gegen – beispielsweise – Önologie, aber stände ein Lehrer vor der Wahl, sich statt dessen intensiver mit der Ortsgeschichte zu befassen, wäre dieses Hobby, vom beruflichen Standpunkt aus betrachtet, zweckmässiger. Das Feld der Interessen und besonderen Tätigkeiten, das

man mit einer gewissen Leidenschaft beackern kann, ist sehr breit. Einige dieser Interessens- und Wissensbereiche sind allerdings sehr zentral für die geistige und gesellschaftliche Existenz des Menschen und haben daher für die Bildung und somit auch für den Lehrer eine besondere Bedeutung. Meines Erachtens sind dies Philosophie (einschliesslich Theologie) und Psychologie, Geschichte, Politik und Kunst, hier vorab Literatur, bildende Künste und Musik. Wer für diese Gebiete grundsätzlich kein Interesse aufzubringen vermag, sollte nicht Lehrer werden.

Ich halte die *Beschäftigung mit der Kunst* aus zwei Gründen als unverzichtbar für einen Lehrer:

Erstens entwickelt und verfeinert ein Mensch, der sich mit Kunst beschäftigt, seine eigene *Sensibilität*, das heisst: seine Wahrnehmungs- und Urteilsfähigkeit in seelisch-geistigen Belangen. Sensibilität ist ein Mass für entwickelte Geistigkeit. Als Lehrer haben wir die Aufgabe, den Schülern bei der Entfaltung ihrer eigenen Geistigkeit beizustehen. Wir können das nur insoweit, als wir uns selber entwickelt haben. Niemand kann mehr geben, als er hat.

Zweitens begegnet man bei der ernsthaften Auseinandersetzung mit der Kunst einem ungeheuren *Schatz* und einer unabsehbaren *Vielfalt von geistigen Gehalten* und damit letztlich dem Menschen, ja dem Sein schlechthin. Diese Begegnung ist etwas vom Bereicherndsten, was dem Menschen möglich ist. Als Lehrer, der etwas von Kunst versteht und Kunstwerke schätzt und liebt, kann man es gar nicht vermeiden, dass die Schüler von diesem inneren Reichtum profitieren.

Kunstsachverstand zu erwerben, erfordert allerdings ein wissenschaftliches Studium, und darum geht es hier nicht. Es geht darum, mit Kunstwerken zu leben, sich von ihnen bereichern zu lassen, urteilsfähig zu werden und so das Wertvolle vom Schalen und vom Bluff unterscheiden zu können – eben: kunstverständlich zu werden. *Kunstsachverständige* sind die Fachleute, die *Kunstverständigen* sind die interessierten Liebhaber, die ergriffenen und zugleich kritischen Leser, die Käufer von Bildern, die Besucher von Konzerten, Theatern, Ausstellungen. Es sind auch jene, die selber aus Freude zu Stift und Pinsel greifen oder auf ihrem Instrument regelmässig üben, ohne auftreten zu wollen. Der engagierte Lehrer freut sich, zu dieser Gruppe von Menschen gehören zu dürfen. In jedem Fall wird dies sein Qualitätsbewusstsein verfeinern, und dies wirkt sich in vielen Fächern aus auf die Stoffwahl und das Anspruchsniveau.

Die hier zur Rede stehende Einheit von privatem und beruflichem Leben eines Lehrers ist weitgehend auch das Fundament für die wichtigste Befindlichkeit eines arbeitenden Menschen: *Freude*. Wir Lehrer müssen alles daran setzen, unseren Beruf mit Freude ausüben zu können. Das ist nicht nur für uns gut, weil wir sonst bald ausgebrannt sind und erkranken. Es ist ebenso für die Schüler gut, denn wer mit Freude arbeitet, strahlt Freude aus und steckt mit seiner Freude die andern an. Kindern kann nichts Besseres passieren, als zu einem solchen Lehrer zur Schule gehen zu dürfen.

Freude entwickeln hängt mit einer andern Gabe zusammen, über die jeder Mensch verfügt: mit *Phantasie* und *Kreativität*. Je mehr es einem Lehrer gelingt, diese beiden Fähigkeiten zu entwickeln und in seine Berufsarbeit zu integrieren, desto glücklicher macht ihn seine Arbeit.

Phantasievolle und kreative Lehrer stören sich an allzu perfekten und einengenden Vorgaben: an Lehrmittel-Systemen, Werkstatt-Paketen, uniformierten Qualitätskontrollen. Mit zunehmender Erfahrung nehmen sie sich das Recht heraus, immer mehr Eigenes in den Unterricht einzubringen. Mag es auch bequem sein, Sprachübungen zu irgendeinem Thema aus einem Buch zu kopieren, so ist es doch wesentlich befriedigender, für seine eigenen Schüler eine Übung selbst zu schreiben. Diese ist ihnen dann gewissermaßen «auf den Leib geschrieben»: Sie entspricht ihrem Fassungsvermögen und bewegt sich inhaltlich im Rahmen eines Themas, das gerade in den Realien behandelt wird.

Und warum sollen wir nicht einmal im Leseunterricht eigene Texte – erfundene Geschichten, Kindheitserinnerungen, Reisebeschreibungen – zur Lektüre vorlegen? Wenn die Schüler ihren Lehrer als einen Menschen erfahren, dem das Schreiben Freude macht, hat er im Aufsatzunterricht (was immer das heissen mag) gewonnenes Spiel. Die herrlichen Möglichkeiten des Computers und der Textverarbeitung erleichtern dieses Unternehmen un-
gemein.

Und wie wär's mit einem kleinen Schultheater? Szenen und Dialoge zu erfinden, die man zudem auf die einzelnen Rollenträger abstimmt, macht Freude. Jeder hat das Recht, Anfänger zu sein. Man sammelt Erfahrungen und steigert sich allmählich. Man muss nicht gerade Schiller sein wollen.

Und man muss auch nicht Schubert sein, wenn es ums Komponieren eines Liedes geht. Denn auch das darf versucht werden: ein Lied – vielleicht samt dem Text – selbst zu erfinden und es mit der Klasse einzuüben. Man muss sich ja nicht darauf versteifen, nur Selbstgeschaffenes einzubringen.

Auch im Werken, im Zeichnen, im Turnen, in der Raumgestaltung und – last but not least – in jeder Lektionsgestaltung steht unserem Schaffenstrieb ein weites Feld offen. Je mehr es uns gelingt, unsere eigene Kreativität im Rahmen der Schularbeit zu entfalten, desto näher kommen wir dem Ideal: mit Freude Schule zu halten.

Nun ist es möglich, all dies zu lesen und auch einiges davon als gut zu befinden und trotzdem immer wieder zu scheitern. Der Erfolg hängt eben letztlich nicht nur daran, ob man viel weiss, viel kann und viele gute Ideen und auch Ideale hat. Ebenso wichtig ist, dass man die *Kraft zum Durchhalten* aufbringen kann. Seine Kraftquellen zu kennen und sie auszuschöpfen, ist daher eine Frage der Existenz.

Wer dies thematisiert, muss sich dem Problem der Psychohygiene, der Frage nach der persönlichen Lebensführung stellen: Wie gehe ich mit meiner eigenen Seele um? Dies ist etwas sehr Persönliches, es kann daher keine allgemeingültigen Antworten mehr geben. Jeder muss sich seinen Weg selber suchen. Ein paar Hinweise und Vorschläge mögen trotzdem gestattet sein:

Genauso wie es in der Erziehung gegenwirkende und unterstützende Massnahmen gibt, ebenso gilt es im Bereiche der Psychohygiene, sich einerseits *vor dem Kräfteraub zu schützen* und andererseits *mögliche Kraftquellen zu erschliessen*.

Einer der schlimmsten Kräfteräuber ist die Hektik. Alles eilt. Geschwindigkeit geht über alles. Speditiv ist nur, wer zwei oder drei Dinge gleichzeitig tut. Ein anderer Räuber ist der Lärm: Musik, Musik, Musik, um den Verkehr, die Maschinen und alles Leise zu übertönen. Auch der Konsum raubt Kräfte. Und Räuber sind wohl auch alle möglichen Süchte. Vielleicht charakterisiert sich ein heutiger Mensch weniger durch das, was er tut, als durch das, was er nicht tut.

Demgegenüber ist der erste Kräftespender die Stille. Aus ihr wächst vieles: Kenntnis der eigenen Seele, Mut zur Entscheidung, Antrieb zur Tätigkeit. Stille kann – glücklicherweise immer noch – gefunden werden unter freiem Himmel, im Wald, in der Entlegenheit, in den eigenen vier Wänden, in einer Kirche. Stille lässt sich kultivieren in der Meditation. Dem religiösen Menschen erwächst daraus das Gebet.

Die Schwester der Stille ist die Musse: die konzentrierte Hingabe an die geliebte Sache. Wer Liebhabereien pflegt, wird stark. Und wer in der Liebhaberei dem Wesentlichen begegnet, wird fruchtbar. Die Kunst ist der Versuch des Menschen, dem Wesentlichen zu begegnen und Ausdruck zu verleihen.

Und über all dem: Kräfte werden getötet durch Streit und erschlossen durch gemeinschaftliche Verbundenheit. Man kann nicht stark sein wollen und den Frieden mit dem Nächsten nicht suchen.

Ich wünsche erholsame Ferien.